

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 266.

Mittwoch, 28. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Welch ekelhafter Schurke...“

„Wer weiß, Ellen — wahrscheinlich war der Leichnam des Bruders unerreichbar — wohl gar verscharrt und vermodert. So schien mir diese Maßnahme immer nicht einer gewissen Zartheit zu entbehren.“

„Findest du? Empfand die Mutter auch so?“

„Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls trennte sie sich nie von dem Medaillon. Sie verfügte, es solle ihr mit ins Grab gegeben werden. Als sie fühlte, daß sie nicht mehr lange leben werde, schrieb sie einen Brief an den Sohn nach Paris — dieser Brief ist vorhanden —: sie habe Gott gebeten und es sei ihr gewährt, daß nie mehr als ein Sohn in dem Geschlecht der Arles geboren werde — damit nie wieder eine Mutter trauern müsse, wie sie getrauert habe. Er möge es nehmen, wie er wolle — als Segen oder als Fluch! Natürlich als Segen — rief der Herzog —, da dann ja die Gelder und Besitztümer hübsch zusammenblieben.“

„Abscheulich!“ warf die Herzogin ein.

„Es kommt noch viel schlimmer! Als der Herzog die Nachricht vom Tode der Mutter erhielt, reiste er sogleich in die Bretagne. Er kam zu spät zur Beisetzung. Als er aber erfuhr, daß man das wertvolle und kunstreiche Medaillon mit in das Grab gegeben, ließ er den Sarkophag noch einmal öffnen und es vom Hals der Leiche nehmen.“

„Ich hoffe von Herzen, daß das Schmutztüd meiner Tochter nicht das alte und echte ist. Der Gedanke, sie trage ein Medaillon auf ihrer unschuldigen Brust, das eine derartig unerhörte Geschichte hat, macht einem direkt grauen.“

„Immerhin ist es ja schon lange her, und die Zeit wird es gründlich desinfiziert haben“, lächelte der sehr aufgeklärte Graf Albert.

„Ich bin überzeugt, das es das echte ist“, fuhr der Herzog fort, „ob das angenehm oder unangenehm für die Trägerin ist. Genug: der Fluch erfüllte sich tatsächlich. Die Arles hatten oftmals mehrere Töchter — nie aber mehr als einen Sohn. Nun war es seit jenen Zeiten, von denen ich soeben gesprochen habe, Sitte in der Familie, den Sohn mit dem Namen Franz zu belegen. Zur Zeit des Großen Ludwig geschah es aber einmal, daß ein Arles zwei Söhne und nicht eine einzige Tochter hatte. Man glaubte, als der zweite Sohn geboren wurde, die Kraft des Fluches sei gebrochen und nannte den zweiten Sohn — in bezug auf jene alte Familientradition — Henry. Aber selbsterweise lebten auch diese beiden nur um zwei Jahre im Alter unterschiedenen Söhne von klein auf in geradezu leiden-

schaftlicher Feindschaft. Es kam hinzu, daß die Mutter früh starb, und der Vater, der nach einem alten Hausgelehr der Arles, sobald Erben vorhanden waren, nicht zum zweiten Male heiraten durfte, war viel in Paris. Bei Hofe: der König schätzte seinen Kunstsin und seinen Humor! Die Knaben waren in den Jahren 1666 und 1668 geboren. Sehr früh kamen auch sie nach Paris. Der ältere in die unmittelbare Umgebung des Königs. Der jüngere wurde in den Hofstaat des Dauphins aufgenommen. Sie werden sich erinnern — dieser starb sehr früh. Von den beiden Brüdern war Henry der menschlich wertvollere. Er kam zu kriegerischen Ehren und artete insofern nach dem Vater, als er ein großer Freund der Damen war. Er ist der Gründer unseres Geschlechts.“

„Hoffentlich hat er seine Vorliebe nicht durch die Jahrhunderte vererbt!“ schmunzelte Graf Albert nicht ohne Malice.

„Teils — teils...“, wollte der Herzog ernsthaft fortfahren — doch die Herzogin fiel ihm ins Wort.

„Sag' nur schlecht und recht — was hat das alles mit dem Prozeß zu tun?“

„Gedulde dich ein Weilchen, Ellen — ich steuere direkt auf mein Ziel los...“. Um die Herrschaften nicht zu langweilen: der ältere Bruder — versfeinerter, aber auch falscher —, ebenso hinterhältig wie der schlichtere Henry offen und vertrauend, brachte es fertig, Henry des Hochverrats zu zeihen. Es ist wahr, daß Henry zum Protestantismus neigte. Francois war strenger Katholik. Auch dieserhalb gab es Streitigkeiten. Als nun die Schlacht bei Ramillies dem König verloren ging, zieh der Bruder den Bruder des Hochverrats... und der Feigheit. Er kaufte falsche Zeugen und er schickte Häfcher, den nichtsahnenden Henry, der, an einer Bewundung laborierend, auf einem der Arlesschen Schlösser lebte, zu verhaften. Irgendwie wurde der gewarnt und floh rechtzeitig nach England. Dort trat er sogleich zum Protestantismus über. Am Hof der Königin Anna war er gern gesehen — man munkelt da so allerlei! —, und da er den französischen Namen ablegen wollte, ernannte sie ihn zum Herzog von Goyle.

Goyle war ein elendes Lehnstüm in Wales, und ich glaube, der erste Goyle hat es nie gesehen. Er war damals nicht mehr jung — und vermählte sich auf Wunsch der Königin mit einer englischen Lady von Rang und Vermögen. Nachdem ihm ein Sohn geboren worden, begab er sich zunächst wieder auf Kriegs- und Abenteuerfahrten, kam schnell zu Geld und forderte nun — unter dem Schutz des ersten hannoverschen Königs von England! — den Bruder auf, ihm seinen Teil an den

französischen Besitzungen zu geben; das war im Jahre 1721.

Henry war damals dreifundfünfzig Jahre alt — Franz — der Herzog von Arles — fünfundfünfzig. Aber während Franz bereits eine Tochter von fünfundzwanzig Jahren hatte und einen zweiundzwanzigjährigen Sohn, war das älteste Kind Henrys — ein Mädchen — noch nicht zehn Jahre alt — seine beiden Söhne erst sieben und vier.

Der Herzog von Arles wollte von einer Herausgabe des Erbes an den Bruder nichts wissen. Das war bei seinem Charakter nicht anders zu erwarten. Henry andererseits wollte — schon um seiner Kinder willen — seine Rechte nicht aufgeben. Da trat der französische Bruder mit einem Testament des Vaters hervor; dieses besagte, daß Henry, der Frankreich verlassen und verraten habe — der zudem seinen katholischen Glauben verleugnet, aller Erbansprüche verlustig gehe. Dieser Arles hatte ein methusalemitisches Alter erreicht. Er war erst 1719 — zweiundachtzig Jahre alt — gestorben und hatte zu Lebzeiten immer die Partei des jüngeren Bruders gegen den älteren genommen. Henry nannte dies Testament eine Fälschung — mindestens erzwungen. Noch kurz vor seinem Tode hatte der alte Vater ihm in herzlichster Weise geschrieben — hatte sehnlichst gewünscht, die Kinder seines ausgewanderten Sohnes einmal im Arm halten zu dürfen, und hatte außerdem über die Tochter des Herrn Franz sehr abfällige Urteile geäußert. Es ist ein Brief vorhanden, in dem er fast wörtlich schreibt: Sie ist häßlich wie die Nacht und übel-launisch wie eine Gule. Wehe dem, den sie bekämpft, den sie haßt. Sie ist zu allem fähig, und selbst ich, ihr alter Großvater, Schweige, wenn sie redet, da ich nicht weiß, wie ihrer Herr werden. Franz (er meinte den Enkel) ist nicht so schlecht. Er ist immer bereit, mir zu dienen — oft muß ich ihm von dir erzählen, und er sagte schon: ich gleiche dem Onkel mehr als dem Vater. Sibylle aber ist ganz wie der — sie kennt nur eins: Macht und Erwerb.

Kast wörtlich schreibt er so.

Aber die französische Regierung und ihre Rechtsvertreter nehmen diesen Brief nicht als vollgültigen Beweis dafür, daß das Testament gefälscht ist.

„Das würde ich auch nicht tun“, sagte der Senator. „Haben Sie keinen anderen Rechtsgrund für Ihre Ansprüche?“

„Der wichtigste ist, daß Henry Arles ja tatsächlich niemals Hochverrat geübt hat — die Voraussetzungen, auf denen das Testament beruht, sind also falsch. Dann aber noch mehr: unter den alten Schriften in unserem Archiv befindet sich ein Schreiben jenes Sohnes der Familie, über den der Großvater so günstig urteilt. Er erklärt, daß diese Anordnung des Großvaters nur auf Drängen — ja, selbst Drohen — des Vaters und der Schwester zustande gekommen sei — daß ein anderes, später im Beisein bester Zeugen verfaßtes Testament vorhanden sei, in dem das vorliegende als erzwungen und also ungültig bezeichnet werde. Daß der Großvater das Familienkleinod — eben jenes Medaillon — seinem jüngeren Sohn — dem Onkel des Brieffschreibers — für dessen älteste Tochter übersende — zum Zeichen vollster Sympathie und Liebe. In diesem Medaillon, dessen Mechanismus der junge François leider nicht beschreibe, sei ein Zettel verborgen, auf dem der Ort verzeichnet werde, an dem das richtige Testament verborgen sei. Diesen Ort kenne auch er — der Schreiber dieser Nachrichten — nicht.“

Die rücksichtslose Jagd des Herzogs nach dem Schmuckstück wurde nun freilich verständlich. Aber auch allerlei Fragen tauchten auf.

„Ist denn das Medaillon in die Hände dieses ersten Herzogs von Goyse gekommen?“ fragte Graf Albert.

„Ich weiß es nicht!“

„Hat denn der Herzog sich nicht an die französische Regierung gewandt?“ fragte Holm. „Die — hätte doch seine Rechte anerkennen müssen?“

„Damals — unter der Regierung des Herzogs von Orleans — waren die Finanzen Frankreichs schlechter als je zuvor — und Orleans ein gewissenloser Geselle.

Einige Hände voll Dukaten und Louisdors — und er hätte Recht Recht sein lassen.“

„Aber das Medaillon?“

„Gestatte, Henry, ich bezweifle, daß es nach England kam. Nie wird in unserer Familie seiner erwähnt. Nie hört man von ihm. Der erste Herzog von Goyse starb früh — seine Söhne waren minderjährig. Der jüngere fiel später in Amerika. Der ältere bewirtschaftete die schon recht reichlichen Güter, die sein Vater erworben. Dessen Sohn gewann ungeheure Reichtümer in Indien. Mit diesem Geld kaufte er während und nach der Revolution die Arles'schen Besitztümer in der Bretagne und andere französische Schlösser. Der Zug unseres Geschlechts nach Frankreich ist traditionell. Die Arles' waren als Emigranten in Deutschland gewesen — erst nach der Restauration kehrten sie zurück. Sie hatten Napoleon als echte Royalisten glühend gehaßt. Ihre Güter gab man ihnen wieder. Aber die Kraft des alten Stammes schien erloschen. Der heimkehrende Herzog von Arles hatte nur einen fränkischen Sohn, der sich sehr spät erst vermählte. Er zeugte zwei Söhne — der ältere starb unvermählt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — der jüngere, nun der alleinige Besitzer der Arles'schen Liegenschaften, heiratete eine italienische Gräfin, die im Kindbett starb. Sie wurde mit ihrem Kinde in ihrer Heimat beigelegt. Ihr Gatte — menschenfurcht und kränkelnd — heiratete nicht mehr. Er starb 1898. Vergeblich hatte ich schon in den achtziger Jahren mit ihm Verbindung gesucht. Er antwortete mir nie. In seinem Testament hinterließ er seine ganzen Reichtümer einschränkungslos dem französischen Staate. Ich wollte und wollte das Recht und die Ansprüche unserer Familie durchdrücken. Aber ich beginne zu zweifeln, daß es mir gelingen wird. Selbst wenn das Medaillon, daß Ihre Tochter, Herr Senator, trägt, das echte und richtige ist — wer garantiert mir, daß das Testament noch an dem Ort, an dem es verborgen wurde, liegt?“

„Ich bitte dich, Vater, verzichte auf die alten und, ich finde, veralteten Ansprüche“, bat Henry Clifford fast flehend. „Was liegt an diesen Dingen? Wir sind ein neues — ein anderes Geschlecht. Der große Krieg hat die Traditionen gebrochen. Und wir haben mehr Titel und Reichtümer nicht nötig. Laß diese unselige Prozesriererei nun endlich sein!“

Goyse runzelte leicht die Stirn.

„Ich will weder Geld noch Titel — ich will unser Recht!“

„Und ich“, sagte die Herzogin mit anmutiger Schelmerei, „will meine Nachtruhe. Henry, wo hast du mich unterbringen lassen — in deinem verwunschenen Schloß?“

Jim, der bereits wieder aus Hyères zurück war, bat um die Ehre, die Herzogin begleiten zu dürfen. Der Hausmeister habe noch mit der Unterbringung der Wagen zu schaffen.

„Nun — und bekommen wir einen Hund?“

„Man hat in Toulon auf der Polizei ein besonders geschicktes Tier. Ein Beamter wird es bei Tagesgrauen holen und hofft gegen neun Uhr hier zu sein.“

„Und wenn er uns hilft, Brigitte zu finden — wie — wie werden wir sie wiedersehen?“ sagte mutlos der junge Carl.

(Fortsetzung folgt.)

Verwilderter Herbstgarten.

Des Kissenbeetes leuchte rote Blüte,
Von Sonne angefaßt zu höchstem Glanz;
Der hochgeschoss'nen Stauden Blumenhüte,
Sich wiegend wie in siebertollem Tanz.

Die feinen Ätern wild und ausgelassen,
Als ging ein Küssen durch das fromme Beet.
Der Chrysanthemen buntbrokatne Massen,
Respektlos von verstoß'nem Wind durchweht.

So wirr und bunt und ausgelassen alles,
So unbekümmert um den nächsten Tag,
Wie leuchte Stunden eines Faschingsballes
Vor Aschermittwochschlag.

Frida Schanz.

Ein verhängnisvoller Feierabend

Von Albert Kreiß-Münster i. W.

Ich erlebte einen verhängnisvollen Feierabend, als mir mein Gammelo, die Natur einer Flusslandschaft, die ich immer so genannt habe, vollkommen zerstört wurde. Gammelo ist ein sehr alter Name, er bedeutet viel, und ich habe ihn nicht erfunden. Kein Wort weiter davon.

Mein alter, krummer Fluß sollte einen geregelten Lauf erhalten, sollte nicht mehr die Wiesen und Äder der Bauern nach seinem Belieben überfluten und versanden, sollte nicht mehr rauschen im Winter, nie wieder sollte er sich bis zu den dunklen Säumen der Wälder ausdehnen. Man erwartete, daß die Pappeln und Eichen, auf den wilden Uferhängen nicht mehr schief und quer wachsen, sondern eine lezengerade Haltung annehmen würden zu Ehren des Menschen, der die Linien und Bahnen erfunden hat.

Als ich hörte, was geschehen sollte, brach ich sofort meine Beziehungen in der Stadt ab und meldete mich zur Arbeit an den Fluß. Da war ich nun. Feldbahngleise lagen auf den Ufern, Lokomotiven tosten, und Gefänge mit Flaschenzügen ragten in die Luft. Tag für Tag klang das „D—ho—fier—weg!“ und das „Ho—ol—die Gei!“ der Arbeiter, die Berge von Sand, Kiesel und Behm bewegten, um den schnurgeraden Kanal zu schaffen, der die krummen Bindungen meines Flusses beseitigen sollte. Die Arbeitsstunden waren quälend für mich. Das dumpfe Rollern der Erdschollen, der Klang der Wackelkarren, der Spaten und Schaufeln, und die Hiebe der Spitzhaden taten mir weh. Das Getöse zerriss die Landschaft, mein Gammelo. Aber die Abende veröhnten mich.

Ich wohnte nicht wie meine Arbeitsgefährten in den Bretterhäusern, die in der Heide zwischen den Sandhügeln, den Wacholdern und Birken errichtet worden waren. Ich nahm mit dem Platz unter den alten Buchen vorlieb. Ich grub eine Höhle in den Hang und schlief mit meiner alten Wolldecke. Mein Feuer brannte abends unter dem großen, breiten Laubdach der Buchen. Ich briet einen Barsch oder einen Hecht. Ich kannte ja seit meiner Kindheit alle Bauern in der Gegend, und sie erlaubten mir gern das Fischen.

Oft kamen nun die Arbeitskameraden nach meinem Buchenplatz und wollten sehen, ob ich wieder etwas gefischt hätte. Sie ärgerten mich nicht. Sie saßen mit ihrem Schweißgeruch an meinem Feuer. Ihre vielen Fragen waren oft zu laut, und ich sagte: „Seid doch einmal ruhig! Hört Ihr die Stille nicht?“ — Sie hörten sie wohl nicht. Sie wollten wissen, auf welche Weise ich den Hecht fange. Mit der Schlinge, ja wohl, aber geht der Hecht nicht einfach davon? — „Ja, ich ahne immer genau, wo er steht und sich leicht fangen läßt. Das ist das erste. Aber das lernt Ihr doch nie. Laßt Eure Finger davon“, sagte ich und öffnete den Bauch des Hechtes. Ich brachte eine Ratte aus dem Bauch zum Vorschein, und meine Arbeitsgefährten gingen davon. Sie ahnten wohl nicht, daß dergleichen geschehen konnte. Ja, so war es an jenem Feierabend gewesen.

Das letzte Licht des Tages spann unter den Buchen Seidenschleier, und der Atem des Landes senkte sich in meine Seele, nachdem die Gefährten gegangen waren. Mein Holzfeuer verglomm. Die schwarzen Kohlen blühten mich an. Es war mir, als hätten sie den Schweißgeruch meiner Gefährten eingesogen, und ich dachte daran, daß die Männer sich um mich während der Arbeit am Tage immer mit Gefälligkeiten und Handreichungen verdient gemacht hatten. Ich mußte wohlwollender mit ihnen umgehen. Ihre Stimmen lagen mir in den Ohren. Auch sie waren in dem Innern ihres Daseins wohl mit dem beschäftigt, was in mir raunte, klang und sang. Da stehen manchmal in den Menschen die Ahnen auf und erinnern daran, daß die Landschaft war, ehe menschliche Feuerstätten glimmten durch Tag und Nacht, Kälte und Wirtnis, ehe der Mensch Pflanze und Tier unter seine Füße zwang. Allen Menschen fallen manchmal raunende Donnerworte an, ein Grollen und Brausen der Tiefen. Geruch von Kohle, Blut und Pulver.

Der Fluß zieht kreisend dort unten vorbei, kreisend mit Nebeln. Der große, wilde Kirschbaum ist noch nicht in das Wasser gesunken. Ich sehe den dichten Esen, der bis in die Krone rankt. Waagrecht wächst der Baum aus dem Hang. Eine Quelle flirrt in den Fluß.

Vogelschwinge hauchen. Das ist die Gule. Der silbergraue Reiher, den ich oft nachts hier mit meinen Schritten aufscheuchte, hebt sich nicht mehr in die mondbeglänzten Silberpappeln. Er floh, als die Ingenieure mit ihren Geräten und Karten kamen.

Die Abendluft umfließt mich linde. Aus der violetten Dämmerung sehe ich eine Blume über dem Flußhang leuchten wie einen Stern. Ich kenne sie wohl. Es ist die mir seit vielen Jahren bekannte Pflanze. Wenn es mir schlecht ging, beugte ich mich über sie. Dann wurde es besser mit mir. Ich weiß ihren Namen nicht. — Die Luft schmeckt wie Schwarzbrot und Buttermilch. Ich ziehe sie immer tief mit meinem Atem ein. Sie macht mich zufrieden. Nah und deutlich rief ein Vogel. Lind, mild, weich

und weit. Ich kenne auch ihn, und ich weiß auch seinen Namen nicht. Aber er rief mich. Ja. So ist es mit allem. Alles grüßt mich. — Ein fremder Laut drang in die Stille. War es ein Scheunentor, das irgendwo ein Bauer knarrend schloß? Er kommt wieder, der fremde Laut, und es ist kein Scheunentor. Ich sehe auf. Ein Licht kommt auf mich zu, ein trübes Licht. Ich erkenne einen Wagen mit beleuchteten Fenstern und zwei Esel, die ihn über die Heide ziehen. Eine große Frau mit dem Gesicht einer Greisin zeigt sich in dem Wagen. Dann spricht ein Mann mit mir. Er spannt seine Esel aus. Es soll ein Fest auf der Heide stattfinden, ein Fest mit Tanzbuden und Musik, eine genehmigte Veranstaltung. Ich blase mein Feuer wieder an und ich bin unruhig geworden. Der Mann kommt an mein Feuer. Er zerrt einen Affen hinter sich her. „Ich muß üben“, sagt er und fängt gleich damit an. Der Affe muß springen, obwohl er unzufrieden ist. Er springt immer zu kurz und bekommt Hiebe mit einem Stod. Der Mann reißt den Strick, mit dem das Tier am Hals gebunden ist. Ich höre einen furchtbaren Schrei des Affen, einen beleidigenden Schrei, der mich in seiner Fremdheit anfällt. Ich fahre den Mann an: „Hören Sie auf!“ — Und die Greisin steigt aus dem Wagen und sagt: „Genug, höre auf!“ — Aber der Mann wird hastig und wütend. Ich sehe das Weiße in seinen Augen und in den Augen des Affen. „Noch ein Kunststück: Wie sitzt der Herr im Volal?“, sagt der Mann. Der Affe schlägt ein wenig die Hinterbeine übereinander wie ein „Herr im Volal“. Dann fährt er plötzlich mit einem schrillen Ruf hoch in die Luft, verschwindet in den Buchen, und ich sehe im flackernden Licht meines Feuers, daß sich der Strick am Hals des Mannes versängt. Der Mann wird hochgerissen und baumelt für eine Sekunde über dem Flußbett. Ich schlage mit einem brennenden Holzstück nach dem Strick. Der zerreißt. Der Mann fällt tief. Der Fluß schäumt auf. Ich werfe mich hinterher. Als ich den Mann im Fluß erwische, höre ich einen Schuß. Ich bringe den Mann nach dem Ufer hinauf. Er ist bleich und zittert. Die Greisin sitzt da mit einer Pistole. Der Affe liegt tot auf dem Boden. Ich blieb noch einen Tag auf der Arbeitsstelle ohne meine alte Freude am Abend. Für mich war alles aus. Nichts sprach da draußen mehr zu meiner Seele. Ich ging in die Stadt zurück.

Karg, der Dieb.

Von Joachim Lange.

Eine halbe Minute, nachdem die Tat geschehen und fürs erste keine Entdeckung zu befürchten war, wußte Karg nicht mehr, wie sich das alles ereignet hatte. Er stand in der Salvatorgasse, in einem verwinkelten, dunklen Hausflur, deren es dort so viele gibt, und blickte in das Leere. Sein Kopf, schien es ihm, schwebte über dem Körper, leicht und rund wie ein prall aufgeblasener Ballon, das Herz schlug in fieberndem Takt, raste immer schneller. Zeit langes draußen und besorgte Schritte vorüber; Karg wußte, ohne ihn zu sehen, daß es der Bestohlene war. Er setzte sich schwerfällig auf eine Stufe. Polternde Geräusche oben im Haus, die sich näherten, rissen ihn aus seiner Betäubung. Er trat auf die Straße und ging den gleichen Weg zurück, den er gekommen war.

Erst als er auf der Matratze in seiner elenden Dachkammer lag, frierend vor Hunger, erinnerte er sich. Er war am Kiosk, auf dem Margaretenplatz gestanden, und hatte sich die Zeitschriften angesehen, ohne besondere Aufmerksamkeit übrigens, nicht anders als wenn er in die Schaufenster der Buchhandlungen und Zigarrenläden starrte. Der Herr hatte der Verkäuferin einen Schein gereicht und die zurückgehaltenen Münzen lose in die rechte, die Geldtasche in die linke Sackentasche gesteckt; wahrscheinlich brauchte er sie gleich wieder. Wie alles dies und was nachher kam, Karg jetzt überdeutlich klar war — der Bestohlene selbst blieb ohne Erinnerung. Karg wußte nicht mehr, ob er groß war oder unterseht, was für ein Gesicht er hatte, ob er einen Hut trug oder nicht — er wußte nur, daß sein Anzug hell war und daß aus der linken Sackentasche die Geldtasche zur Hälfte hervorjah, schwarz und glänzend.

Die Tat selbst — was für ein komisches Wort, dachte Karg, er sprach es laut und gedehnt vor sich hin: Taaat — war so schnell und simpel ausgeführt wie in einem Kriminalfilm. Und ohne Überlegung, es konnte garnicht anders geschehen. Karg hatte, indem er dem Herrn in der engen und menschenleeren Gasse langsam überholte, die Geldtasche mit instinktiv sicherem Griff herausgezogen, sie, bis er einige Schritte vor dem Bestohlenen war, vor seiner Brust gehalten und war dann, als sei das seine Absicht gewesen, ruhig in den Hausflur getreten. Erst dort, in dem engen, moderigen Raum, hatte sein Blut angefangen zu arbeiten.

Nun lag er schon den ganzen Nachmittag auf der Matratze am Boden, unfähig, irgendetwas zu beginnen, nicht

Einmal seine Lage hatte er verändert in den Stunden. Im Fenster hing grau und stumpf die Dämmerung. Wollte er noch einkaufen gehen, so mußte er es bald tun; nicht lange mehr und die Geschäfte würden schließen. Karg blieb liegen, steif, willenlos, mit geöffneten Augen, die das Dunkel sich verdichten sahen, ohne es zu bemerken. Den Hunger spürte er nicht mehr. Früh schlief er ein zu traumlosem, tiefem Schlummer.

Sein erster Blick morgens fiel auf die Tasche, die schwarz und glänzend neben ihm auf dem kalten Boden lag. Er fuhr hoch, zitternd erschrocken: wenn jemand sie gesehen hätte! Gleich darauf lachte er bitter: wer kam denn zu ihm! Sein Lachen, ein jäh abbrechendes unmenschliches Geräusch, stand für eine Sekunde grell zwischen den leeren Wänden. Er langte mit der Hand hinüber.

Ein kräftiger und angenehmer Lebergeruch entströmte der Tasche. Kargs gereizte Sinne sogen ihn voll ein, er sättigte sich daran. Plötzlich fühlte er einen stechenden Schmerz unter der Brust: wenn die Tasche leer wäre? Er sank zurück und lag in verzweifelter Gedankenlosigkeit. Als er ein Würgen im Hals spürte, raffte er sich auf. Ich werde noch kindisch, sagte er laut, wie überhaupt seine Einsamkeit ihn gelehrt hatte, laut mit sich selbst zu reden. Das erste, was er sah, war ein Zehnmarkshein. Darunter lagen ein paar Briefe, eine Wochenkarte für die Straßenbahn, einige lose Zettel mit Notizen. In einem Seitensack befanden sich noch ein Fünfzigmarkshein und drei weitere Zehnmarksheine.

Karg hatte neunzig Mark gestohlen.

Karg war unermesslich reich.

Er faltete die Scheine zusammen und legte sie unter die Matratze. Die Tasche steckte er in sein zerknülltes, abgeschabtes Jackett, das er noch von gestern trug, doch hatte er es vermieden, Namen und Adresse des Besitzers, etwa durch einen Blick auf die Briefumschläge, festzustellen.

Er stand auf, um sich Wasser zum Waschen zu holen. Auch besaß er noch eine Handvoll Tee und etwas Spiritus. Die Wasserleitung befand sich zwei Treppen tiefer, auf dem Treppenaufgang des vierten Stocks. Karg war schon drei oder vier Stufen hinunter, als er eine Tür gehen hörte. Mehrere Stimmen sprachen aufeinander ein. Er stürzte wieder nach oben, in ein paar atemlosen Sähen, es war wie eine Flucht, der Eimer fiel blechern klirrend auf die Diele. Eine Weile stand er mit hängenden Armen da, dann ging er ans Fenster und sah in den halb erblindeten Spiegel, der dort hing. Alle mußten es ihm doch ansehen! Diebe sind immer unrasiert! Diebe haben immer diese scharfen Linien von der Nasenwurzel zu den Mundwinkeln! Diebe haben immer diese schwarz umrandeten Augen, die vor Hunger glühen!

Die Mittagsglocken, greifbar körperlich über den Dächern schwebend, hörten ihn auf. Er riß sich gewaltsam von seinem Gesicht los. Ich werde jetzt gehen und einkaufen. Ich werde jetzt gehen und einkaufen. Schöne frische Semmeln, die herrlich knaden, wenn man hineinbeißt, schöne gelbe fette Butter, schöne Eier, was kann man alles mit Eiern machen, Trinkeier, Quirleier, gefochte Eier, Rühreier, Schreier, Karg berauschte sich, er dühte sich zur Matratze. Im Augenblick war die Vision, große weiße Eier, immer eins neben dem andern, unermesslich viel weiße Eier, verschwunden. Er stampfte mit dem Fuß auf, weinend vor Zorn. Blödsinnige Hemmungen! sagte er. Ich habe eben eine Stufe übersprungen, ich kann ja nicht einmal betteln. Er zwang sich zur Ruhe, er ging bozierend auf und ab. Sehen Sie mal, mein lieber Herr Karg, redete er sich selber an, wenn Sie einen Tausendmarkshein hätten oder meinen wegen auch nur einen Hunderter — das wäre auffällig, das könnte die Leute mißtrauisch machen bei Ihrem verdammt miserablen Aussehen. Aber Sie haben ja keinen Hunderter, mein lieber Herr Karg, Sie haben ja Gottlieb nur ein paar kleine Scheine, nur ein paar kleine Scheine! Er hielt an der Tür inne, straffte sich, Karg! Sie nehmen jetzt einen Zehnmarkshein und laufen ein! Bleiben Sie ruhig, sprechen Sie sicher, betragen Sie sich unauffällig! Sie nehmen jetzt also einen Zehnmarkshein und laufen ein! Sie nehmen jetzt...

Am Abend, es war schon ungefähr zehn Uhr und Karg lag auf der Matratze, kam der Hunger mit elementarer Gewalt über ihn. Die Tage vorher hatte er ihn, leer vor sich hinträumend, ertragen können: ein dumpfes gleichmäßiges Gefühl, das nicht einmal schmerzhaft peinigend war, wenn man sich nur keine unnötige körperliche Bewegung machte — doch jetzt wurde er innen gepeitscht, er mußte etwas dagegen tun, er konnte doch etwas dagegen tun. Er würde essen gehen, essen gehen, in irgendeine entfernte kleine Kneipe, die seinem Äußeren entsprach und wo man ihn nicht kannte.

Karg lief an vielen Lokalen vorüber, wie lang waren die Straßen, wie groß war diese Stadt, überall standen

Männer an den Theken und tranken Bier, wie hell es überall drinnen! Plötzlich, er ging gerade über die Wilhelmstraße, spürte er die fremde Ledertasche in seiner Tasche. Er zog sie heraus und warf sie in weitem Schwung in das gelbüberglühende Wasser, an dessen Rand Kohlenfähe und Schleppe dampfer lagen wie eine Herde schlafender, drohend schweigender Meerungeheuer. Als er sich spät nach Mitternacht auf die Matratze warf, fiel ihm noch ein, daß er nicht einmal Geld auf seinen Gang mitgenommen hatte.

Eine Frau aus dem Haus, die nach ein paar Tagen auf dem Weg zum Hängeboden an Kargs Kammer vorbeischlürfte, spürte von der Tür her einen ausdringlich-füßlichen Geruch, der ihr nicht unbekannt schien. Als Klopfen und Rufen vergeblich waren, holte sie den Verwalter und lief selbst zur nächsten Wache.

Die Polizei stand vor einem Rätsel: unter der Matratze, auf welcher der Verhungerte lag, fanden sich neunzig Mark, ein Fünfzig- und vier Zehnmarksheine, sauber zusammengefasst.

Die Zurückgebliebenen.

Von Julius Kreis.

„Die Diffa“.

Jetzt, da die Fremden weg sind, hat die Fanny in der „Poh“ Zeit zum Nachdenken. — Zur Erinnerung an Herrn Direktor Schulze, dem das Reden so gut herunterging, und der ihr so gut gebliebene Komplimente gesagt hat. Nicht ganz selbstlos — zugegeben — aber schließlich: er war doch gar nicht Fwider, ein bißl „foast“ zwar und keiner von den Jüngeren mehr, aber sie haben sich gut vertragen, und die Fanny hat ihm auch immer die Extra-Schmankerl aufgehoben, wenn sie für gewöhnliche Sterbliche längst von der Speisensarte gestrichen waren. — Vor allem aber: er will sie zum „Zuim“ bringen; sie soll da eine „Diffa“ werden. Sie braucht nicht länger da den Gfherren eine Kellnerin zu machen. Glanz, Größe, Aufstieg. Gern denkt die Fanny an die Perspektiven, die ihr Herr Friedrich Wilhelm Schulze da eröffnet hat.

Daß er gar nix mehr hör'n laßt! Wo sie doch schon ganz hergerichtet wär' zum „Zuim“.

Und als am Nachmittag der herbstliche Schnürlregen so schön herunterläuft, da setzt sich die Fanny an den großen Ofentisch in der Wirtsstube, laut am Federhalter herum und schreibt auf den Briefbogen mit Vergnügen und schneidenden Tauben an Herrn Direktor Friedrich Wilhelm Schulze, Berlin-Wilmersdorf:

Lieber Freund!

Indem ich solches Sehnsucht nach ihnen habe, greife ich die Feder... indem Sie mir versprochen haben wegen den Fihlm, wo Sie mich hinbringen konnten als Diffa... Schreibens mir bald, lieber Freund, ich komme dann gleich auf Berlin hintri zum Fihlm. Weil Sie doch gesagt haben, ich hätt solch ein Fihlmgefühl. — Und die Fieguhr.

Es grüßt Ihnen

Fanny Zwengmoser.

Der Dorf-Adonis.

Jetzt sind die letzten Stadt-Damen fort. Jetzt hängt er die Tracht wieder in den Kästen und geht in seiner verwachsenen und verdrehten Alltagsluft neben den Däsen her.

Denn für wen soll er denn das „Hüatei“ mit dem Adlerflaum so nedisch aufs Ohr setzen? — Die Frau Kommerzienrat ist nicht mehr da, und die Lehmanns-Töchter sind fort und alle, die dem „hübschen Girgl“, dem „schneidigen Buam“ so freundliche Augen machten und so beglückt waren, wenn er sie nach dem Schuhplattler zum Tanzen holte.

Heute früh hat ihm der Postbote noch eine Ansichtskarte aus Hamburg gebracht von der blonden Li, die beim Sagschneider gewohnt hat. — Aber er pfeift auf solchane Ansichtskarten! — Da hast nix davon! — Wenn sie wenigstens ein Paal Tabak oder Zigarren spendiert hätt'. Gefühle auf weite Entfernung stehen beim Girgl nicht hoch im Kurs.

Da steht die Weber-Kathl am Jaun. Der Girgl bleibt stehen, sagt grüß Gott und tut freundlich. — Er möchte sich wieder „anwandeln“. Aber die Kathl ist giftig und sagt: „Gel, jeh' war dir's Hausbrot wieda quat gnuu, weil deine Stadterinna, deine Fludn mit de Bubstöpf' surt san! Jetzt war unserdons wieder recht. Aber jeh' mog i net, verstehst'!“

Sie schmolzt. — Aber der Girgl wird mit der Zeit die Grollenbe doch wieder besänftigen. Denn er ist halt doch der Sauberste im Dorf und ein bißchen Eifersucht bindet nur fester — macht nur begehrt. So viel hat der Girgl schon heraus. Und als er neben seinen Däsen weitertrabt, ist ihm um die Kathl nicht angst. — Die kommt schon wieder, müßt er die Weiberleut nicht kennen, der Girgl! —